



Ayad Akhtar

Mensch, nicht Muslim

Die Theaterstücke des US-amerikanischen Autors Ayad Akhtar erobern die deutschen Theaterbühnen. Ihn interessieren grundsätzliche Fragen des Menschseins – und die Form der griechischen Tragödie. Auf sein Heimatland blickt er kritisch. Ein Porträt

Text_Jens Fischer

Da traut sich einer was. Pulitzer-Preisträger Ayad Akhtar lässt in „Geächtet“ im Stile französischer Konversationskomödien den Gott des Gemetzels regieren und eine Dinnerparty eskalieren, auf der liberales Bürgertum die Vorurteile erbricht, die gegen Muslime derzeit so im Umlauf sind. Ein solcher, Amir, kippt zudem einige auf Pointen heruntergebrochene Thesen wider den Islam ins Small-Talk-F Feuer, bezeichnet ihn als die Religion für das „Stammesleben in einer Wüste des 7. Jahrhunderts“ und als „Hassbrief an die Menschheit“, der die Herrschaft des Mannes und Verachtung der Frau lehre. Kurz: Amir zieht richtig vom Leder – so dass deutsche Theatermacher grübelten, ob man mit solchen Argumentationen den gesellschaftlichen Diskurs fördere oder Gefahr laufe, Applaus von politisch unkorrekter Seite zu bekommen. Denn es ist nicht zwingend, dass jeder Zuschauer hinter dem anti-islamischen Boulevardpaß die Bestandsaufnahme von Klischees sowie Hinweise auf die Diskriminierung amerikanischer Muslime erkennt. Den Autor aber dafür zu loben, dass seine Stücke genau dies möglich

machen, hat erregten Widerspruch von seiner Seite zur Folge. „Sie haben schon bemerkt, dass das Stück einer griechischen Tragödie nachgebildet ist?“, raunzt er. „Ich mag diese Form, sie hat große Weisheit und regt mich an.“ Geht es ihm nicht um den Islam? „Muslim zu sein ist in dem Stück eine Metapher dafür, Mensch zu sein. Das versteht hier in Europa nur kaum einer. Für euch ist die Hauptfigur Amir ein Muslim, der mit seiner Religion abrechnet, für mich ist er eine Figur auf der Suche nach Identität. Und nur deswegen Muslim, weil ich Muslim bin und über die gut schreiben kann. Das ist das Dilemma des Stücks. Das Dilemma des Protagonisten. Man nimmt ihn nicht als Menschen wahr.“

Als tragischer Held der Assimilation wird er in Deutschland zumeist inszeniert. Weil er seiner Religion abgeschworen, seinen Namen entmuslimisiert und sich von seiner Familie distanziert hat, um als Vorzeigeamerikaner eine tolle Karriere als Anwalt hinzulegen. Akhtar: „Er hasst sich selbst, kämpft mit sich, hat eine schwierige Geschichte, die er selbst nicht kennt. Vielleicht gibt es daher diese große Nähe zum Publikum hier, bei den Deutschen, die sich auch hassen mit ihrer schwierigen Geschichte.“ Aber Amir sei genauso wenig ein Held wie Ödipus.

„Was der tragische Held über sich herausfindet, ist nie heroisch. Es ist die Erkenntnis, dass wir alle sterben müssen. Das ist die Bedeutung der Tragödie.“ Aber so endet die dramatische Zimmerschlacht nicht. Angesichts etlicher Demütigungen und den Zuschreibungen durch die Mehrheitsgesellschaft, die unter Amirs 600-Dollar-Hemden einen archaisch gewalttätigen Fanatiker vermutet, wird er schließlich der, für den ihn alle halten, und schlägt seine Frau. Vielleicht ein Befreiungsschlag, aber nicht die Erkenntnis der Endlichkeit. Sondern bestenfalls die Einsicht, ein ebensolches Menschenungeheuer wie alle anderen zu sein. „Die Tragödie hat zwei mögliche Enden, den Tod oder, wie bei Amir, den symbolischen Tod mit der Möglichkeit der Wiederauferstehung. Das ist Teil der tieferen Bedeutung des Stücks“, erklärt Akhtar.

Wie diese existenzialistischen Ansätze verschleiert oder herausgestellt werden, ist beispielhaft am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg zu erleben. Klaus Schumacher inszenierte dort „Geächtet“ geradezu lehrstückhaft im flottamen TV-Serien-Stil, mit dem er auf „die konservative Illusion von Realität“ setzt, die Akhtar dem US-Theater zuschreibt. Also kommt die Designer-Wohnzimmercouch auf die Bühne, Alkohol ins Glas, ➤

Rohkost auf den Tisch, und alle Schauspieler entsprechen allein schon äußerlich den Klischees ihrer Rollen – etwa Isabelle Redfern als afroamerikanische Aufsteigerin. Kaum Zweifel lässt die Regie: Hier geht es um Rassismus in der Upperclass New Yorks. Weit weg.

Ganz nah heran holt hingegen Karin Beier das Nachfolgewerk „The Who and the What“ und bestätigt das, was Akhtar übers deutsche Theater sagt: „Es stellt den Text in den Mittelpunkt und sucht nach ästhetischen Mitteln, ihm zur Wirkung zu verhelfen.“ Beier verzichtet auf ablenkende Ausstattung zugunsten der Offenheit eines Probenühnensettings. Und besetzt gegen den Realismus: Ernst Stötzner gibt den traditionalistisch unreflektierten, strebsam liebevollen Patriarchen Afzal, der auf Dating-Websites eine muslimische Ehe für seine Tochter Zarina anbahnt, nachdem er ihr den Umgang mit einem Christen verboten hat. Lina Beckmann spielt die schlau aus der Art geschlagene, emanzipierte Tochter als verhuschten Bücherwurm. Sie behauptet, der Koran sei keine wörtlich zu nehmende heilige Schrift, sondern die psychotherapeutische Autobiographie des sexsüchtig verwirrten Mohammed. Und die sich ihm offenbarende Stimme Gottes eher die seiner Mutter. Gott habe keine Brüste, empört sich der Vater.

Die Islam-Debatte funktioniert wie ein transparentes Sprachkostüm. Man schaut hindurch, weil Beier das Stück nicht wie bei Muslimen daheim inszeniert, sondern als eine grundsätzliche Auslotung der Beziehungen. „Es geht ja um Tradition und Vertrauen in einer amerikanischen Familie aus islamischer Perspektive“, sagt Akhtar. „Wäre ich Deutscher, hätte ich das Stück wahrscheinlich aus katholischer Perspektive geschrieben.“ Als Streit eines erzreaktionären Papst-Anbeters und einer kirchenkritischen Nachkommen? „Dann würde keiner in Deutschland die theologische Debatte, sondern den Vater-Tochter-Kon-



Lina Beckmann, Ernst Stötzner und Josefine Israel (v. l.) in „The Who and the What“ am Deutschen Schauspielhaus Hamburg

flikt ernst nehmen.“ Akhtar bezeichnet sich selbst als „kulturellen, nicht als gläubigen Muslim“ – akzeptiert also, durch Erziehung, von der Philosophie, den Werten, der Mythologie und Kunst des Islam tief geprägt worden zu sein. 1970 wurde er in New York City geboren, als Kind eines Medizinerhepaars, das aus Pakistan in die USA emigriert war. Früh hat er sich mit Psychologie beschäftigt und begonnen, täglich das *Wall Street Journal* zu lesen. „So verfolge ich seit 25 Jahren die Finanzkapitalmärkte, die ich als Metapher für unsere Realität denke, in der alles zu Geld gemacht wird.“ Davon handelt sein jüngstes Werk „JUNK: The Golden Age of Debt“, das im August 2016 im kalifornischen San Diego uraufgeführt wurde. Unter den 2.159 Produktionen der 386 professionellen US-Theater in der Saison 2015/16 galten 21 seinen ersten drei Stücken, nur Shakespeares Werke hatten mehr Inszenierungen vorzuweisen.

Nachdem Akhtar Theaterwissenschaft und -praxis studiert hatte, bildete er sich im italienischen Laboratorium von Jerzy

Grotowski in Pontedera (bei Pisa) als Schauspieler fort. „Da habe ich den Ausdruck der Extreme menschlichen Daseins gelernt, das Verlangen, sich darstellerischen Zerreißproben auszusetzen und dem Taumel der Begeisterung hinzugeben.“ Diese Suche nach Authentizität der Darstellung, nach Bedeutung habe ihn geprägt. Es sei das absolute Gegenteil zur aktuellen amerikanischen Kultur. „Da wird beim Schreiben, Drehen, Theatermachen immer nur ausgereizt, wie weit man ein Thema banalisieren kann und es trotzdem noch interessant bleibt.“ Um es anders zu probieren, versuchte Akhtar im New York der 1990er-Jahre mit der US-Regie-Legende Andre Gregory eine Theater-Company zu gründen. Weil sich damals aber alle für den Independent-Film interessiert hätten, so Akhtar, schwenkte er um, belegte Filmregie-Kurse, schrieb Drehbücher – das für „The War Within“ wurde 2005 mit ihm selbst in der Rolle eines islamistischen Terroristen realisiert. „Aber dann wurde es frustrierend, ich schrieb Script um Script um Script um Script, und nie wurde ein Film daraus. So



„Die unsichtbare Hand“ am Schauspielhaus Bochum mit Heiko Raulin, Samuel Simon, und Omar El-Saeidi (v. l.)



Ute Hannig und Carlo Ljubek in „Geächtet“ am Deutschen Schauspielhaus Hamburg

„WÄRE ICH DEUTSCHER, HÄTTE ICH ‚THE WHO AND THE WHAT‘ WAHRSCHEINLICH AUS KATHOLISCHER PERSPEKTIVE GESCHRIEBEN. DANN WÜRD KEINER IN DEUTSCHLAND DIE THEOLOGISCHE DEBATTE, SONDERN DEN VATER-TOCHTER-KONFLIKT ERNST NEHMEN.“

Ayad Akhtar



begann ich Theaterstücke zu schreiben.“ Was für die Karriereplanung in den USA eher mutig als logisch ist. Theater habe dort große Schwierigkeiten, ein populäres Medium zu sein, weil es nicht wie in Deutschland subventioniert werde und daher sehr teuer, für die meisten zu teuer sei, so Akhtar. „Die billigsten Plätze ganz hinten im Theater, wo man nichts sieht, kosten 35 Dollar für eine Aufführung eines meiner Stücke. 90 Dollar muss man zahlen, um was zu sehen, ganz vorne kostet es bis zu 160 Dollar. Zudem ist Amerika immer ein Land des Kinos gewesen. Filme gucken ist den meisten sehr vertraut, Theater nicht.“ Es gibt also kaum Zuschauer, die mit der dramatischen Kunst über Realität nachdenken wollen? „Denken? Wer denkt in Amerika? Schauen Sie sich an, wer gerade zum Präsidenten gewählt wurde. Die Leute denken nicht, die konsumieren, was man ihnen vorsetzt, konsumieren Zufriedenheit, Zerstreuung, Ablenkung von Inhalten.“

Für Akhtar ist die Aufklärung am Ende, weil sie zwar Wissen und technologischen Fortschritt verschafft, aber keinen

„DENKEN? WER DENKT
IN AMERIKA? SCHAUEN
SIE SICH AN, WER GERADE
ZUM PRÄSIDENTEN
GEWÄHLT WURDE. DIE
LEUTE DENKEN NICHT,
SIE KONSUMIEREN,
WAS MAN IHNEN VOR-
SETZT, KONSUMIEREN
ZUFRIEDENHEIT, ZER-
STREUUNG, ABLENKUNG
VON INHALTEN.“

Ayad Akhtar



Lebenssinn anzubieten habe. Und wie das so ist mit einem Sinn-Vakuum: Es lässt Ängste gären – die radikal-konservativen, national- und rechtspopulistischen Bewegungen in den USA, aber auch in Polen, Ungarn, Großbritannien, Frankreich böten sich da genauso als Alternative an wie die Religionen, analysiert Akhtar. Was ihn ängstige. Auch die zunehmenden Anfeindungen. In Europa sei der Islam ja seit den Kreuzzügen der Gegenspieler des Christentums, die Beziehung zu den Muslimen immer eine antagonistische gewesen und daher verbunden mit Gefühlen wie Gefahr und Bedrohung. Die Muslime der USA seien hingegen bis 9/11 Immigranten wie alle anderen Immigranten gewesen. „Erst seitdem sieht sich die muslimische Bevölkerung im Gegensatz zu den weißen Amerikanern und erlebt Ausgrenzung, Anfeindungen, Zorn. Das wird in Amerika immer schlimmer. Aber es ist bei Weitem noch nicht so schlimm wie in Europa.“

Akhtars drittes Stück, „Die unsichtbare Hand“ (deutschsprachige Erstauffüh-

rung am Schauspielhaus Bochum), ist explizit politisch: Eine islamische Terror-splittergruppe entführt in Pakistan einen Investmentbanker, der sich sein Lösegeld selbst verdienen soll. So scheffelt er mit Börsenspekulationen den Entführern Hunderttausende Dollar zu, was die einen zum Wohlleben, die anderen zum Guerillakampf nutzen. „Aber es ist kein Stück über die Entstehung des islamischen Terrors. Sondern das Porträt eines Revolutionärs – oder wie man mit ausreichend Kapital das politische und historische Narrativ eines Landes verändert. Es könnte auch in Brasilien oder in den USA spielen – überall dieselben Phänomene. Weltweit. Korruption und Populismus. Darum geht es, nicht um Pakistan.“ Eindeutig wieder Akhtars Formwillen: Alle Figuren sind konsequent ambivalent angelegt. Eben noch politisch korrekt oder menschlich vorbildlich, kommt garantiert kurze Zeit später das Gegenteil ans Tageslicht. So hält Akhtar die Spannung stets aufrecht. „Die Zuschauer sollen von der Handlung absorbiert, also in die Geschichte der prägnanten, beunruhigenden Wider-

sprüche hineingezogen werden – und zwar in ständiger Neugier, was als Nächstes passiert. Das ist gutes Geschichtenerzählen. Das funktioniert universell.“

AYAD AKHTAR

ist ein US-amerikanischer Autor mit pakistanischen Wurzeln.

- Geboren 1970 in New York City
- Er studierte Theater und Regie an den Universitäten Brown und Columbia und nahm Schauspielunterricht bei Jerzy Grotowski im italienischen Pontedera (bei Pisa)
- Das Drehbuch zu dem Film „The War Within“ entstand in der Studienzeit
- 2012 veröffentlichte er seinen ersten Roman „Himmelsucher“
- Sein erstes Bühnenstück „Geächtet“ gewann 2013 den Pulitzer Prize für Drama. „Die unsichtbare Hand“ wurde 2012 in New York uraufgeführt, sein jüngstes Stück „JUNK: The Golden Age of Debt“ im August 2016 im kalifornischen San Diego